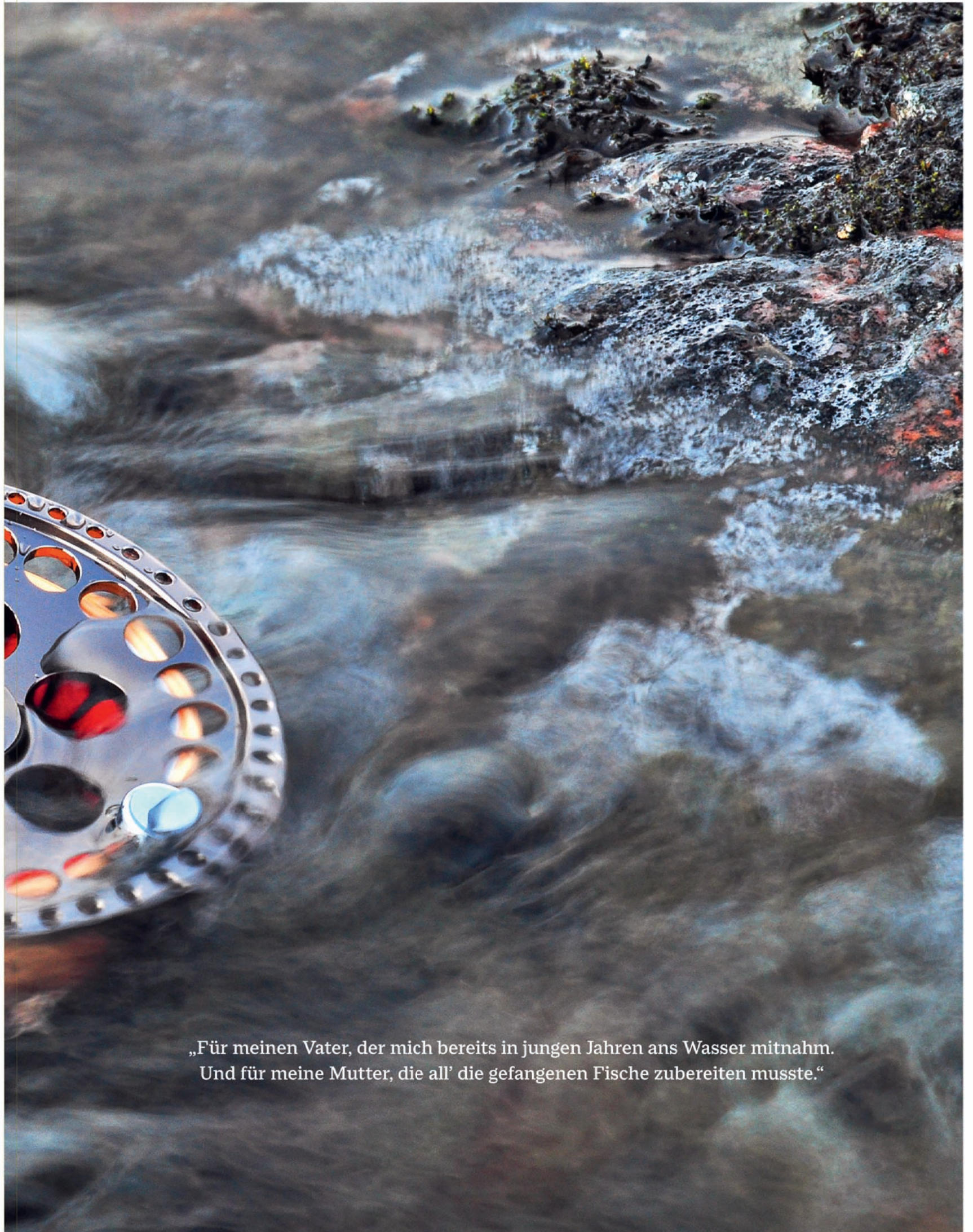


GÜNTER KAST

# FLIEGENFISCHEN AUF SECHS KONTINENTEN

DIE BESTEN ZIELE, DIE SPANNENDSTEN FISCHARTEN,  
DIE SCHÖNSTEN LODGES





„Für meinen Vater, der mich bereits in jungen Jahren ans Wasser mitnahm.  
Und für meine Mutter, die all' die gefangenen Fische zubereiten musste.“

6 **Gast-Vorwort von April Vokey**

8 **Vorwort**

## 12 **AFRIKA**

14 **Botswana**  
*Das ganz große Fressen*

20 **Lesotho**  
*Im Dachgeschoss Südafrikas*

28 **Seychellen**  
*Im Bonefish-Himmel ...*

34 **Simbabwe**  
*Schiffbruch mit Tiger*

42 **Südafrika**  
*Die Gelben vom Orange*

49 **Bucket List Afrika**

## 50 **ASIEN**

52 **Mongolei**  
*Lebensversicherung für den Taimen*

60 **Russland I, Kamtschatka**  
*Die Reise mit der Maus*

69 **Bucket List Asien & Indischer Ozean**

## 70 **EUROPA**

72 **Island I**  
*Kämpfen im Canyon*

78 **Island II**  
*König der Lachse*

82 **Norwegen**  
*Jäger des verlorenen Lachses*

88 **Russland II, Kola-Halbinsel**  
*Die Silberbarren von der Rynda*

94 **Schweden**  
*Auf kapitale Fahnenträger*

100 **Slowenien**  
*Königin der Forellen*

106 **Tschechien**  
*Wo die Elbe noch Labe heißt*

112 **Österreich**  
*Born to be wild*

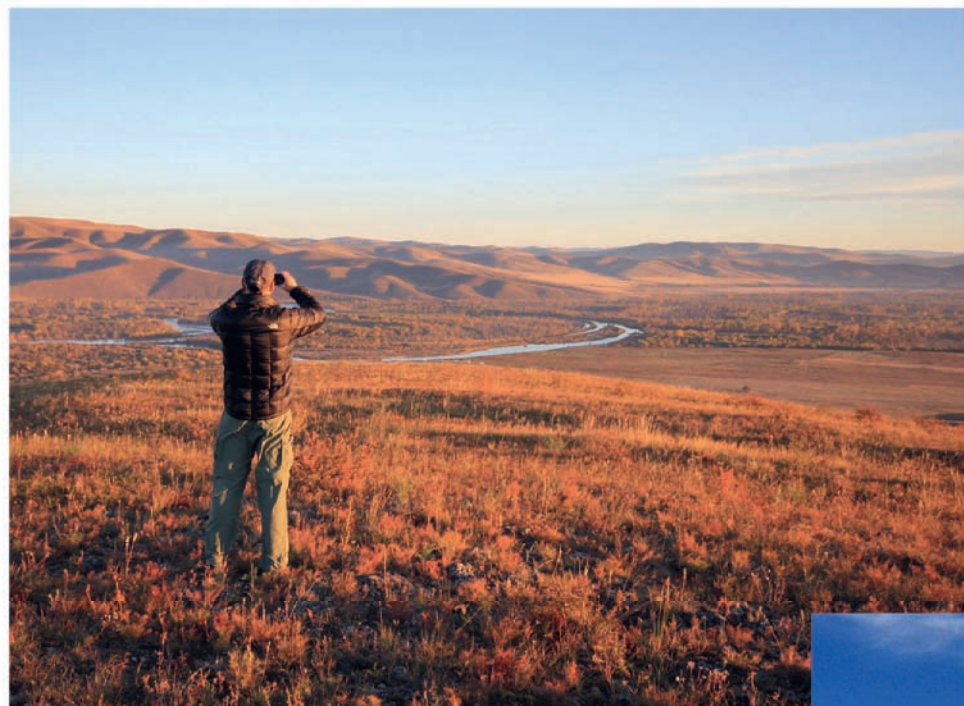
119 **Bucket List Europa**

## 120 **NORDAMERIKA**

122 **USA, Alaska**  
*Heute ein König ...*

130 **Kanada, Labrador**  
*Akrobat schön!*

136 **Kanada, Quebec**  
*Der Silberschatz der Ungava Bay*



## INHALT



- 140 **Kanada, British Columbia I**  
*Frühlings-Gefühle*
- 146 **Kanada, British Columbia II**  
*Weiß auf Schwarz*
- 150 **Kanada, British Columbia III**  
*Im Land der roten Ziegen*
- 157 **Bucket List Nordamerika**
  
- 158 **OZEANIEN, AUSTRALIEN  
UND NEUSEELAND**
- 160 **Tasmanien**  
*Im Reich der wunderlichen Tiere*
- 166 **Papua-Neuguinea**  
*Poltergeister*
- 170 **Neuseeland**  
*Herrin der Ringe*
- 178 **Französisch Polynesien I**  
*Kiokio-Wirtschaft*
- 184 **Französisch Polynesien II**  
*Petri Heil in Aloha-Land*
- 191 **Bucket List Ozeanien**
  
- 192 **SÜDAMERIKA**
- 194 **Chile I**  
*Beste tragische Freunde*
- 200 **Chile II**  
*Wo der Rio Grande noch gar nicht so „grande“ ist*
- 206 **Argentinien I**  
*Truchas marrónes -  
auf der Suche nach den Großen Braunen*
- 212 **Argentinien II**  
*¡Impresionante!*
- 218 **Argentinien III**  
*Mit Rammstein zu den Monster-Forellen*
- 224 **Argentinien IV**  
*Wo der Hauch der Geschichte weht*
- 230 **Argentinien V**  
*NOT for men only*
- 234 **Bolivien**  
*El-Dorado*
- 238 **Brasilien I**  
*Rio de Gigantes*
- 242 **Brasilien II**  
*Arapaima do Brasil*
- 248 **Brasilien III**  
*Vom Achttausender-Mann zum Amazonas-Skipper*
- 253 **Bucket List Südamerika**
  
- 254 **Bildnachweise, Autorenporträt**
- 256 **Impressum**

# „Blicken Sie über den Fisch-Tellerrand hinaus!“

Wenn ich durch dieses wundervolle Buch blättere, dann erinnert mich das daran, dass ich den Hauch einer tropischen Brise oder den Stich einer Pferdebremse irgendwo im Hinterland nie wieder als selbstverständlich betrachten werde. Covid-19, das Virus, die Pandemie hat die Welt und das Reisen auf unserem Planeten zumindest für eine Zeitlang zum Erliegen gebracht. Jedoch nur in der Realität, nicht in unseren Köpfen, nicht in unserer Vorstellung. Unsere „Wanderlust“ – ja, dieses Wort existiert auch im angelsächsischen Sprachraum – ist ungebrochen und sogar größer denn je. Wir träumen davon, wieder reisen zu dürfen. Einsame Strände zu besuchen, Abenteuer im Unbekannten zu erleben.

Es mag paradox klingen: Aber ich habe die Welt intensiv genug bereist, um zu begreifen, dass ich nicht einmal an der Oberfläche gekratzt habe im Vergleich zu all jenen, die neue Angelreviere entdeckt und für Fliegenfischer erschlossen und zugänglich gemacht haben. Nicht alle Reviere gleichen sich, obwohl dort dieselben Arten leben. Das Fischen auf *Giant Trevally* (Dickkopf-Stachelmakrelen) ist in Australien ein komplett anderes Erlebnis als auf den vielgerühmten Seychellen. Und das Fischen auf Regenbogenforellen in meiner Heimat British Columbia unterscheidet sich von dem in Neuseeland ganz erheblich. Zum Teil liegt das an den unterschiedlichen Landschaften und Lebensräumen, oder auch an den Fischen selbst. Aber den größten Unterschied machen doch die dort lebenden Menschen, ihre Kultur und Geschichte aus.

Nur allzu oft höre ich Fliegenfischer über eine Fischart reden, als ob sie sie erobert hätten, sobald sie das Tier für ein Foto in Händen halten.

„Permit?“ Habe ich einen im vergangenen Jahr gelandet. Worauf sollen wir jetzt die Jagd eröffnen?“

Diese Art von Mentalität geht für mich am Ziel einer Fliegenfischerreise vorbei. Ich will eine von allen heiß begehrte Art doch nicht nur für ein Foto fangen, auf dem ich in die Kamera lächle (der Fisch übrigens lächelt meistens nicht). Es geht um all die anderen Momente, die eine Reise unvergesslich machen.

Eine der schönsten „Begleiterscheinungen“ einer Angelreise sind doch die Gespräche nach dem Fischen, quasi nach „Börsenschluss“. Vielleicht steht Ihnen der Sinn nach einem oder mehreren

Drinks, weil sie statt mit einem sauberen „Strip-Set“ mal wieder im Stile eines Forellenfischers angeschlagen haben? Oder Sie bleiben abends noch lange auf, um zu überlegen, wie Sie diesen kleinen Scheißer morgen dazu bringen, Ihre Fliege endlich zu nehmen? Vielleicht fangen Sie den Fisch Ihres Lebens aber auch gleich in den ersten Tagen und haben dann Zeit für entspannte Tage, die Sie auch dringend benötigen, um sich von dem Stress im Beruf zu erholen? Oder aber Sie gehen mit leeren Händen nach Hause und brennen darauf, beim nächsten Mal mehr Erfolg zu haben? Jeder dieser Momente, jeder dieser Gedanken trägt dazu bei, dass wir Charakter und Charisma entwickeln, dass wir neue Fähigkeiten und Fertigkeiten erwerben. Und das wiederum bedeutet: Niemand von uns ist mehr dieselbe Person, wenn die nächste Reise ansteht. Sie könnten sogar denselben Trip ein zweites Mal machen, nur um festzustellen, dass es ein vollkommen anderes Erlebnis ist – abhängig davon, ob Sie sich in der Zwischenzeit als Fliegenfischer und Mensch weiterentwickelt haben.

Es ist meine Hoffnung, dass Sie über den Tellerrand, über den „Zielfisch“ hinaus blicken, wenn Sie in diesem Buch schmökern. Dass Sie sich all die Dinge vergegenwärtigen, die das Reisen mit einer Fliegengerte im Gepäck ausmachen. Es könnte sogar sein, dass Sie zu dem Schluss kommen, Fische seien lediglich das Nebenprodukt oder die Begleiterscheinung einer Reise. Fischarten und Angelerlebnisse können sich von Region zu Region und auch mit Blick auf die Jahreszeiten deutlich voneinander unterscheiden. Und auch wir Menschen ticken nicht alle gleich. Vielleicht sehen Sie in der Post-Corona-Zeit bestimmte Reviere anders als vor der Pandemie. Ich zum Beispiel weiß, dass es im Moment einfach das Größte für mich wäre, einen egal wie kleinen Bonefish auf den Flats von Belize an den Haken zu bekommen.

Aber egal, ob Sie sich dafür entscheiden, Ihr eigenes Land zu erkunden oder ob Sie wieder ins Ausland aufbrechen: Seien Sie unvoreingenommen, seien Sie aufgeschlossen – über das Fischen hinaus. Trauen Sie sich einfach, bei Ihrem nächsten Trip alle die Fischarten zu vergessen, die man angeblich gefangen haben muss. Sie würden damit nur sich selbst schaden. Und weniger Spaß haben. Dabei ist Spaß an der Sache – unserer Sache – doch das Wichtigste überhaupt!



## Zum Fischen geboren

April Vokey interessierte sich bereits als Kleinkind für das Sportfischen. Ab der sechsten Klasse sparte sie ihr Taschengeld, um sich am Wochenende im Angelladen ihres Heimatortes herumzutreiben. Sie befüllte dort ihre gebrauchte gekaufte Box mit allen nur erdenklichen Blinkern und Ködern, die sie sich leisten konnte. Sie zählte die Tage herunter, bis sie den Führerschein machen durfte. Als sie endlich 16 war, hielt sie nichts mehr und sie verbrachte die Sommer, aber auch Herbst und Winter an den Flüssen von British Columbia, wo Lachse und *Steelhead*-Forellen in die Oberläufe ziehen - damals noch mit einer herkömmlichen Rute in der Hand.

In ihren letzten Teenager-Jahren entdeckte April dann das Fliegenfischen für sich - und beschloss ziemlich schnell, ihr ganzes Leben

dieser Leidenschaft zu widmen. Sie begann ihre Karriere als Guide auf dem Fraser und Harrison River, machte sich nach einigen Jahren 2007 aber selbstständig und gründete mit erst 24 Jahren *Fly Gal Ventures*.

April ist geprüfte Lehrerin im Fliegenwerfen und -binden. Sie hat sich als Rednerin weltweit einen Namen gemacht, ist eine der prominentesten Botschafterinnen des Fliegenfischens und hat die halbe Welt bereist, um die verschiedensten Fischarten mit der Fliege zu überlisten. Ihre Artikel erscheinen regelmäßig in führenden Fachmagazinen. Im April 2012 wurde sie sogar im weltberühmten Magazin *Outside* als erste Fliegenfischer-Persönlichkeit überhaupt in der Rubrik *XX-Factor* vorgestellt. April arbeitet mit mehreren angesehenen nordamerikanischen TV-Sendern wie

Discovery Channel zusammen (*Buccaneers and Bones*, *60 Minutes Sports*, *The Steve Harvey Show*, *Refined*, *Close Up Kings*, *Fly Nation TV*, *Shorelines with April Vokey*). Für einige dieser Produktionen schrieb sie auch die Drehbücher und deren Moderatorin. 2013 entdeckte April das Fliegenfischen im Salzwasser für sich (und einen blauäugigen Australier). Seither verbringt sie den kanadischen Winter im australischen (und neuseeländischen) Sommer. Mit ihrem geliebten Hund und ihrer kleinen Tochter an der Seite verbringt sie die eine Hälfte des Jahres in ihrer Hütte im Norden von British Columbia und die andere Hälfte in ihrem Familien-Haus im Osten von Australien.

Die Firma von April Vokey heißt *Anchored Outdoors* (<https://anchoredoutdoors.com>).

# Ganz und gar unreligiös

Als Reisejournalist traf mich die Corona-Pandemie mit voller Wucht. Ich war es gewohnt, mindestens die Hälfte des Jahres unterwegs zu sein. Plötzlich saß ich fest – wegen eines Virus! Ich hatte das nie für möglich gehalten, brauchte lange, um den Schock zu verarbeiten. Aber es half ja nichts. Ich versuchte mir einzureden, dass ich vor dieser Krise des Reisens manchmal überdrüssig gewesen war: zu viel Zeit an Flughäfen und Passkontrollen, zu viele fremde Betten, zu häufig Jetlag, zu wenig Zeit für Freunde und Familie, für mich. Das Rad hatte sich immer schneller gedreht. Plötzlich stand es still. Und ich versuchte, mich mit dem von Staats wegen verordneten Berufsverbot zu arrangieren. Runter zu kommen. Ruhiger zu werden. Ich schlug Tom McGuanes Buch „Unendliche Stille“ auf. Nicht, dass ich auf Reisen nicht auch Bücher zur Hand nahm. Nun aber hatte ich Zeit, diesen modernen Klassiker des US-Schriftstellers in einem Zug durchzulesen. Zuerst funktionierte es: McGuanes brillante Kurzgeschichten fesselten mich, brachten mich zum Schmunzeln, zum Nachdenken. Aber der Meister schrieb eben nicht nur über den Insektenschlupf an den kleinen Bächen seiner Jugend in Michigan. Er erzählte auch von seinen Abenteuern auf den *Flats* vor Florida, am Ponoï, am Rio Grande. Und da war es auch schon wieder vorbei mit meiner inneren Ruhe. Schmerzlich wurde mir bewusst, wie sehr mir das Unterwegssein, das Reisen fehlte: die Vorfreude auf das Unge- wisse, das Neue. Aus *Unendlicher Stille* wurde unendliches Fernweh. Das Virus hatte mir gezeigt, was ich ohnehin schon immer wusste: dass man Träume und Ziele auf der persönlichen *Bucket List* nicht auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschieben sollte.

So entstand die Idee für dieses Buch. Zögerlich zuerst. Denn ich denke, dass dieser Planet mit bedruckten Seiten bereits reichlich gesegnet ist und ich nicht weitere hinzufügen muss. Zumal ich nur Journalist und nicht Schriftsteller bin. Tom Fort hatte es in seiner Rezension von *Unendliche Stille* für die *Financial Times* auf den Punkt gebracht: „Ich wäre ein stolzer Angler, würde ich Trophäen halb so schwer wie McGuanes 22-pfündige Meerforelle aus dem Rio Grande fangen. Genauso stolz wäre ich, würde ich ein Buch nur halb

so gut wie dieses schreiben.“ So ähnlich ging es mir auch. Vielleicht ein bisschen besser. Denn immerhin hatte ich dort unten in Feuer- land eine 16-pfündige Meerforelle gelandet.

Dann war da das heikle Thema Nachhaltigkeit. Ist es überhaupt noch zeitgemäß, zum Fliegenfischen um die Welt zu pilgern? Mit einem Buch andere dazu anzustiften? Für eine einzige Woche nach Bolivien zu jetten, um ausgerechnet in einem Regenwald-Fluss des Amazonasbeckens, der von Kahlschlag bedrohten „grünen Lunge“ der Erde, *Golden Dorados* nachzustellen? Ich denke, wer seinen CO<sub>2</sub>- Ausstoß kompensiert, soll auch in Zeiten des Klimawandels ohne allzu schlechtes Gewissen reisen dürfen. Es verändert und erweitert die Sicht auf die Welt. Es macht toleranter. Es schärft das Bewusst- sein für Natur- und Tierschutz. Es lässt eine weltweit vernetzte Community entstehen, die eine starke Lobby für den Erhalt unserer Reviere ist, auch im Amazonasbecken. Nur wer die Vjosa, den längs- ten Naturfluss Europas auf dem Balkan, einmal mit eigenen Augen gesehen hat, versteht wirklich, warum die *Blue-Heart*-Kampagne von *Patagonia*-Gründer Yvon Chouinard so wichtig ist. Warum diese letzten Naturschätze nicht mit Dämmen und Kraftwerken vergewal- tigt werden sollten, so verständlich der Wunsch der dort lebenden Menschen nach Entwicklung auch ist.

Es gibt noch einen anderen Grund, der Fernreisen für Mitteleu- ropäer rechtfertigt: Auf unserem so dicht besiedelten Kontinent finden sich kaum noch unverbaute Flüsse und nur wenige mit wilden Fischen. Die Weiten des amerikanischen Nordwestens, Patagoniens und Sibiriens, die kaum jemals zuvor mit einer Fliegenrute befischten Flüsse Zentralafrikas oder die abgelegenen Atolle des Südpazifiks sind deshalb für uns wahrscheinlich noch größere Sehnsuchtsorte als für einen Angler, der am Madison oder Yellowstone River aufge- wachsen ist. In Montana leben 2,5 Menschen pro Quadratkilometer, in Deutschland sind es 232.

Ich hatte also sehr wohl Gründe identifiziert, die einige zusätz- liche Seiten bedruckten Papiers rechtfertigen konnten. Zumal es im deutschsprachigen Markt seit mehr als zehn Jahren keine



Neuerscheinung zu diesem Thema gegeben hatte. Zumindest keine, die weltweite Reviere detailliert vorgestellt hätte. Dabei hat sich die globale Szene in der vergangenen Dekade mit atemberaubender Geschwindigkeit weiterentwickelt. Ständig kommen neue Destinationen und Lodges rund um den Globus hinzu. Profi-Scouts wie Stephan Dombaj und sein Team von *The Fly Fishing Nation* sind permanent auf der Suche nach neuen, fischreichen Zielen in den entlegensten Winkeln der Erde. Vermutlich hat im deutschsprachigen Raum niemand mehr Flüsse und Seen mit der Fliege befischt als Stephan.

Fliegenfischen ist jünger, attraktiver geworden. Es ist, man muss es so sagen, inzwischen auch ein Lifestyle-Produkt. So wie es für Bergfreunde heute fast schon zum guten Ton gehört, einmal auf dem Kilimandscharo zu stehen, ist es für Fliegenfischer heute die normalste Sache der Welt, zum Lachsangeln nach Russland zu fliegen. Ist das gut? Ist es schlecht? War es früher anders? Gehen dabei die alten Tugenden verloren? Die fast schon erotische Auseinandersetzung mit den Gerätschaften, mit den Wurftechniken und Bindematerialien für die Fliegen? Spielt die sensible Beobachtung der Natur und ihrer Insekten, der Pflanzen und Vögel am Fluss keine Rolle mehr, wenn man nur noch darauf fokussiert ist, einen schweren Streamer gegen den Wind auf Feuerland anzuwerfen? Nun, Charles C. Ritz, Sohn des legendären Hotelgründers César Ritz, personifizierte sicherlich wie kaum ein anderer den Typus des Gentleman-Fliegenfischers. Aber sein Buch *Erlebtes Fliegenfischen*, 1956 erschienen, wurde auch deshalb zum Standardwerk für nachfolgende Generationen von Gleichgesinnten, weil er eben über den Tellerrand der heimischen Bäche hinausblickte, nicht nur Forellen im Wallis fing, sondern auch Lachsen in Schottland und Meerforellen in Schweden nachstellte. Er war gleichermaßen ein reisender Fliegenfischer wie ein fliegenfischender Reisender. Und deshalb war es beinahe logisch, dass kein Geringerer als der große Hem das Vorwort zu Ritz' Buch schrieb. Schließlich war auch Ernest Hemingway ein vom Virus des Reisens Befallener.

Auf den folgenden Seiten geht es nicht nur um gefangene und verlorene Fische. Es geht auch nicht darum, die Optionen zum Fliegenfischen auf einem bestimmten Kontinent möglichst umfassend und flächendeckend vorzustellen. Alle Flüsse, alle Fischarten, alle Lodges zu beschreiben. Dieses Buch will kein Lexikon, keine Enzyklopädie sein, kein Kompendium à la *Fifty Places to Fly Fish Before You Die*. Es ist stattdessen eine sehr subjektive Auswahl von Destinationen, die ich persönlich kennenlernen durfte. Dieses Selbst-Vor-Ort-Sein ist für mich von entscheidender Bedeutung. Denn mehr als einmal schickten mich Reiseveranstalter an Orte, die sie selbst nie zuvor gesehen hatten: auf Tier-Safaris, zum Skifahren und eben auch zum Fliegenfischen. Es gibt zum Beispiel in Brasilien am Amazonas Lodges, die in Europa als reine Ziele für Fliegenfischer angepriesen werden. Stellt man vor Ort, nach einer ermüdenden und langen Anreise, dann fest, dass einem auch Spinner und Wobbler um die Ohren fliegen, ist es für einen würdevollen Rückzug zu spät. Ergo: Man muss sich das selbst anschauen, um hinterher sagen zu können: Das ist gut, oder das passt nicht so recht. Ich habe deutlich mehr Flüsse und Lodges gesehen, als in diesem Buch beschrieben werden. Manche ließ ich weg – weil sie eben nicht meinen Ansprüchen genügten.

Dass Großbritannien, die Wiege des Sports, fehlt, hat andere Gründe: Zumindest rede ich mir ein, dass ich die Kreideflüsse Englands, die *chalk streams*, und die Lachsflüsse Schottlands auch noch mit 80 unsicher machen kann. Dagegen bin ich mir ziemlich sicher, dass ich dann wohl nicht mehr bei 35 Grad im Schatten und 90 Prozent Luftfeuchtigkeit durch den bolivianischen Regenwald stolpern möchte oder kann. Soll heißen: Die Insel steht durchaus auf meiner Liste, falls die Briten einen wie mich – *from the continent* – noch reinlassen.

Unter dem Strich würde ich meine Vorgehensweise bei diesem Projekt wohl als pragmatisch bezeichnen. Ich meine das ganz ohne Wertung. Das Buch soll eine Mischung aus *Coffee-Table-Book* und Nachschlagewerk sein. Es soll Geschichten und Anekdoten erzählen, Fische, Reviere und Menschen vorstellen. Nutzwert bieten, aber auch unterhalten und zum Träumen anregen. Anleitungen liefern, zur eigenständigen Recherche animieren. Aber: Es ist keine Angel-Prosa, die nur um ihrer selbst willen geschrieben wurde. Ich bin, wie gesagt, Journalist, nicht Schriftsteller. Ich genieße es durchaus, ein gutes literarisches Buch über das Fliegenfischen zu lesen. Und ich kann am Wasser einen ziemlich großen, manchmal übergroßen Ehrgeiz entwickeln. Dann muss ich mich manchmal zwingen innezuhalten, um all die anderen schönen Dinge, die ein Fluss bietet, gebührend wahrzunehmen.

Dennoch glaube ich, dass ich mir einen distanzierten Blick auf unser Hobby bewahrt habe. Meine große Leidenschaft ist das Reisen im Allgemeinen und das Draußen sein in der Natur – ob das mit Fliegengerte, Mountainbike, Bergschuhen oder Tourenski passiert, ist dabei gar nicht so entscheidend. Ich finde es schade, dass die Trennlinien zwischen den Freizeitaktivitäten hierzulande so scharf gezogen werden. Ich kenne nur wenige andere radfahrende oder kletternde Fliegenfischer. In Nordamerika ist das anders. Viele Guides, die im Sommer in *Steelhead-Lodges* oder oben in Alaska arbeiten, verwandeln sich im Winter in Heliski-Guides: Hauptsache draußen, Hauptsache in der Natur. Das gefällt mir besser als unser Schubladen-Denken.

Bei meinem „Wildern“ in anderen Hobbys habe ich festgestellt, dass man sehr schnell einen Tunnelblick entwickelt und eindimensional zu denken beginnt, wenn man zu sehr auf eine einzige Sache fixiert ist. Es gibt dann nur noch Bindetische und das neueste Werk eines bekannten Entomologen. In einer britischen Studie wurden Angler einmal gefragt, ob sie lieber einen großen Lachs an der Angel oder ein Supermodel im Bett hätten. Zwei Drittel entschieden sich für den Lachs. Ich persönlich habe absolut gar nichts gegen Supermodels. Als ich noch Finanzjournalist war, sagte mir ein sehr ernst blickender und akkurat gescheitelter Fondsmanager einmal, er könne sich nichts Spannenderes vorstellen, als ein Unternehmen in allen seinen Einzelheiten zu analysieren. Also: Ich mir schon!

Vielleicht rührt diese Distanz daher, dass ich nicht von Kindesbeinen an als Fliegenfischer sozialisiert worden bin. Ich war ein gewöhnlicher Wurmbader – und hatte als Kind und Jugendlicher einen Riesenspaß daran. Allerdings sollte ich schnell merken, dass herkömmliches Angeln nicht gerade als sexy und cool wahrgenommen wird. Christoph Schwennicke, Chefredakteur des politischen Magazins *Cicero*, aber auch Autor des feinsinnigen Büchleins *Das Glück am Haken – Der ewige Traum vom dicken Fisch*, antwortete mir auf

die Frage, warum Angler so wenig lässig überkommen: „Das Problem beginnt bei der Anmutung. Unsereins steht manchmal in Kleidungsstücken am Wasser, bei denen andere zögern würden, sie in einen Altkleidercontainer zu werfen, weil auch Mitmenschen, die auf diese Spenden angewiesen sind, ein Recht auf einen Rest an Menschenwürde haben. So stehen wir dann da, gekleidet wie eine Vogelscheuche und auch ungefähr so lebendig, den Kopf tief zwischen den Schultern versenkt, die Kapuze eines alten Bundeswehrparkas über das Haupt gezogen, den Blick aufs Wasser geheftet.“ Schwennicke rät explizit davon ab, einer Frau gleich beim ersten Date zu offenbaren, dass man Hobbyfischer ist: „Bloß das nicht! Angeln ist nicht per se sexy. Die meisten Frauen haben ein Problem damit, dass jemand mit bloßen Händen einen Tauwurm auf einen Haken aufzieht und sie hinterher mit den gleichen Händen anfassen möchte, gewaschen hin oder her. Angler müssten besser überbringen, dass Hände, die ein 16er-Häkchen an eine 0,10er Schnur binden können, feinmotorische Fähigkeiten bieten, die auch bei anderen Gelegenheiten von Vorteil sein können.“ Mit anderen Worten: Es besteht noch Hoffnung!

Fliegenfischer haben ohnehin nicht mit solchen Imageproblemen zu kämpfen. Glauben zumindest sie selbst. Den alten Militär-Parka, in dem man aussieht wie Gerhard Schröder beim Elbe-Hochwasser, haben sie zwar durch sündhaft teure Wathosen und atmungsaktive Jacken ersetzt. Aber die Schlammfarben sind geblieben, während der Rest der Outdoor-Welt längst bunt trägt, obwohl die meisten Fischarten wohl gar keine Farben sehen und bestenfalls hell und dunkel unterscheiden können. Außerdem gibt es wenige Menschen, die in einer Wathose eine gute Figur machen, Frauen inklusive. Von Fliegenfischern, die verummmt wie IS-Kämpfer über ein Korallenriff pirschen, um sich vor der sengenden Sonne zu schützen, möchte ich erst gar nicht sprechen. Was ich sagen möchte: Fliegenfischer bemühen sich zwar um eine insgesamt stimmigere Gesamterscheinung als die Wurmbader. Aber zu Arroganz besteht dennoch wenig Anlass.

Oder vielleicht doch? Bei aller Distanziertheit muss ich zugeben: Viele Fliegenruten-Fans streben ernsthaft danach, jenes gediegene Endstadium der Fischerei zu erreichen, bei dem Zahl und Größe der gefangenen Fische keine Rolle mehr spielen, sondern es nur noch um das perfekte Verschmelzen des kunstvollen Flossenjägers mit der erhabenen Natur geht. Yoga-Lehrer würden sagen: um ein *First-Class*-Erlebnis in Sachen Achtsamkeit; Manager würden sagen: um *Quality Time*.

Wenn man nicht aufpasst, kann sich aber auch diese Herangehensweise an den Sport schnell ins Lächerliche verkehren. Das Werfen mit der Fliegengerte als meditative Auseinandersetzung mit Instinkten und Urtrieben? Als Yoga-Alternative für von Burn-Out bedrohte Großstadt-Männer, die wochentags auf dem Balkon *Urban Gardening* betreiben und am Wochenende für das *Food Foraging* an den Fluss ziehen, wo sie die gleichermaßen stilvolle wie archaische Selbstversorgung mit eigenhändig erbeuteten Wirbeltieren zelebrieren?

Zunächst einmal: Aus Sicht der Forelle ist es herzlich egal, ob man in der Pfanne eines Old-School-Parka-Anglers landet oder in der eines fliegenfischenden Hipsters. Für die Äsche macht es keinen Unterschied, ob sie aus Gründen der Selbstfindung oder der

Fischfindung auf die Schuppen gelegt wird – egal, wie sehr der fliegenfischende Ästhet darauf pocht, dass es ihm doch nur um das kunstvolle Täuschen und das listige Anpirschen gehe. Klar, viele Gleichgesinnte praktizieren *Catch & Release*. Aber auch da ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Es schont die Bestände, ja. Aber es ist und bleibt problematisch, einer Kreatur aus purem Vergnügen Stress und Schmerz zuzufügen.

Deshalb bleibe ich distanziert, wenn unsere Passion mit einer Religion verglichen wird. Wir alle kennen den ersten Satz des Romans *Aus der Mitte entspringt ein Fluss*, der in den 1920er Jahren spielt und in den 1970er Jahren von Norman Maclean aufgeschrieben wurde: „In unserer Familie“, heißt es da, „gab es keine klare Trennungslinie zwischen Religion und Fliegenfischen.“ Alles, was ich dazu zu sagen habe: Ich mag das Buch. Und ich mag den Film von Robert Redford mit Brad Pitt in der Hauptrolle. Aber ich mag keine Religionen, schon gar keine fundamentalen und extremen Auslegungen. Und deshalb bleibe ich skeptisch, wenn unser Sport überhöht wird.

Natürlich gefällt auch mir die Vorstellung, dass wir mit zunehmendem Alter einen Om-gleichen Zustand erreichen. Charles C. Ritz schrieb, dass ihn das Feilen an seiner Technik, das Perfektionieren der Würfe, die richtige Fliegenwahl so sehr in Anspruch nahmen, dass er in dem Moment, in dem der Biss erfolgte, beinahe gelangweilt war. Und um noch einmal Christoph Schwennicke zu zitieren (der indes selbst gar nicht mit der Fliege fischt): „Man macht das, um meistens keine Fische zu fangen. Das ist der tiefere Sinn der Sache. Darin liegt der Reiz, das höchste Glück, das nur noch vom Glück übertroffen wird, ab und zu mal einen Fisch zu fangen. Wer Fische nach Hause tragen will, geht zu Nordsee. Wir Fischer scheitern meistens, und wir scheitern gern. Im Fischen findet das Scheitern seinen höchsten Ausdruck. Denn nur wenn wir neunmal gescheitert sind, können wir einmal auch ein überglicklicher Mensch sein.“ Das Angeln, es hat sich hier komplett gelöst von seinem Ursprung. Martin Wittmann schrieb in der *Süddeutschen Zeitung* in einer Reportage über einen Grundkurs für Fliegenfischer: „Die Fische sollen beim Fischen bitte auf keinen Fall Schaden nehmen – die Frage, ob das nun mehr über den Zustand des heutigen Menschen oder über die gegenwärtige Stellung des Fisches in der Gesellschaft verrät, versendet sich im Rauschen des Flusses.“

Es ist nicht nur das Semi-Religiöse, das mich skeptisch macht. Ich finde, dass man diesen Petri-Jüngern, die scheinbar eine höhere Bewusstseins-Ebene erreicht haben, im richtigen Leben gar nicht so häufig begegnet. Zumindest nicht auf Fernreisen für Angler. Es liegt in der Natur der Sache, dass solche Trips ziemlich teuer sind, insbesondere dann, wenn mit Guides gefischt und in exklusiven Lodges genächtigt wird. Entsprechend hoch ist die Dichte an Anwälten, Ärzten, Managern und Unternehmern im meist fortgeschrittenen Alter. Machen wir uns nichts vor: Solche Herbergen sind ein Reservat für Menschen, die die *#MeToo*-Bewegung vermutlich in die Kategorie der *dirty, white, old men* einordnen würde. Keine Frage: Man trifft da durchaus interessante, intelligente Charaktere, die erfolgreich sind in dem, was sie tun. Eine religiöse Herangehensweise ans Fliegenfischen konnte ich bei dieser Spezies Mensch jedoch noch nie entdecken. Alpha-Männchen an Land trifft auf Alpha-Raubfisch unter Wasser. Blöd nur, dass dieser Flossenträger so ganz anders reagiert

## WELTKARTE



als der *Personal Assistant* im Büro zuhause und überhaupt nicht macht, was man will. Da wird dann schon mal die Contenance verloren, der Guide angeblafft und drangsaliert.

Warum auch sollte es beim Fliegenfischen anders sein als zum Beispiel beim Bergsteigen? Es sind mehrheitlich nicht die Besten, die den Mount Everest zu ihrem Ziel auserkoren haben, sondern die zahlungskräftigsten. Mit diesen anspruchsvollen Kunden will der Umgang gelernt sein. Sonst kann es nämlich sein, dass aus dem einst königlichen Zeitvertreib und der bis heute höchsten Form des Angelns eine ziemlich profane Angelegenheit wird.

Wie gesagt, meine Erfahrung ist: Es hilft, wenn man sich der Materie mit Pragmatismus nähert und etwaige Überhöhungen außen vor lässt. Hier ein Augenzwinkern, dort eine ironische Anmerkung – das hilft schon, um die Sache zu entspannen. Ich bin deshalb ein großer Freund von *The Drake*, dem etwas anderen Fliegenfischer-Magazin aus den USA. So viel Selbstironie hatte ich den Amerikanern gar nicht zugetraut! Wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, dass wir doch einen ziemlichen Tanz um das goldene Kalb

aufführen. Allein das Binden von Fliegen aus Naturmaterialien: Man tötet ein erstes Tier (zum Beispiel einen Fasan oder Hasen), um mit dessen Fell und Federn ein zweites Tier zu imitieren, das das dritte Tier dann fressen soll. Es verlangt Außenstehenden schon einiges ab, um das zu verstehen.

Und jetzt wünsche ich Ihnen viel Spaß bei der Lektüre eines ganz und gar unreligiösen Buches über die schönsten Ziele für Fliegenbader!

**Gender-Hinweis:** Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung der Sprachformen männlich, weiblich und divers (m/w/d) verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für alle Geschlechter.



# AFRIKA

Bloß keine Berührungsängste!

Afrika ist viel weniger gefährlich, als Sie denken.  
Okay, vor Flusspferden und Krokodilen sollte  
man sich natürlich in Acht nehmen ...



# Das ganz große Fressen

Der sogenannte *Barbel Run* im Okavango-Delta ist eine der größten Tierwanderungen des Planeten. Dabei jagen Abertausende Raubwelse die ins tiefere Wasser ziehenden Kleinfische vor sich her. Lachender Dritter sind Tigerfische, die sich den Festschmaus nicht entgehen lassen – für unerschrockene Angler eine perfekte Konstellation und ein Spektakel ohnegleichen.

Während meines jüngsten Kanada-Trips fischte ich mit einem Guide aus Kapstadt. Wir unterhielten uns über Safaris in Afrika und die große Tierwanderung zwischen Serengeti und Masai Mara. Dabei überqueren jedes Jahr Hunderttausende Gnus und Zebras die Flüsse Mara und Grumeti, während Touristen mit ihren Kameras darauf warten, dass die Vierbeiner von im Wasser lauernenden Krokodilen in Stücke gerissen werden. „Das ist noch gar nichts“, meinte Luke mit einem Schulterzucken. „Es gibt in Botswana eine Tierwanderung unter Wasser, die noch krasser ist.“ Ich runzelte die Stirn. Will da einer angeben? Habe ich bei meinen Angelreisen nach Afrika bis dato etwas übersehen? „Im Ernst“, legte Luke nach. „Gib’ bei Google einfach mal *Okavango und Barbel Run* ein.“

War es ein Fehler, damals die Suchmaschine angeworfen zu haben? Es war zumindest ein nicht ganz billiger Klick, denn Botswana und insbesondere das Okavango-Delta gelten als eines der teuersten Reiseziele des Planeten. Natürlich nicht ohne Grund, denn nirgendwo sonst findet man so viele Wildtiere auf engstem Raum: Der Sand der Kalahari-Wüste bedeckt 2,5 Millionen Quadratkilometer im südlichen Afrika, eine Fläche siebenmal so groß wie Deutschland. Im Zentrum der Kalahari im Norden Botswanas liegt das Binnendelta des Okavango, eines der größten Feuchtgebiete der Erde. Der Fluss überschwemmt alljährlich, wenn die Flut kommt, riesige Flächen und verwandelt die karge, trockene Landschaft in ein Labyrinth aus Kanälen, Seen und Lagunen. Dann sprießt auf den durchtränkten Ebenen frisches, grünes Gras, das unzählige Tierarten anzieht. Doch das Paradies ist nicht von Dauer. Wenn die überschwemmten Ebenen unter der sengenden Sonne wieder austrocknen, wandelt sich das Leben ihrer Bewohner über und unter Wasser dramatisch. Das

Blatt wendet sich erst wieder, wenn im 800 Kilometer entfernten Hochland von Angola der Regen fällt und eine neue Flut heranrauscht. Dennoch findet der Okavango nie den Weg zum Meer, er verliert sich im Sandmeer der Wüste.

Von der kleinen Cessna aus, die mich von Maun zum Airstrip in der Nähe der Lodge fliegt, kann ich das filigrane Netz aus Kanälen und Lagunen wunderbar von oben erkennen, wenn ich die Nase gegen die zerkratzte Scheibe presse. Würde ich vom All aus auf das Delta blicken, sähe es aus wie eine gigantische Blume, die jemand in die Landschaft gepresst hat. Der Stängel mit dem Hauptfluss verläuft von der Grenze zu Namibia schräg nach Südosten, die zarten Blütenblätter aus silbrigem Wasser erstrecken sich über 150 Kilometer ins Kalahari-Becken. Wir werden jetzt gleich in der Nähe dieses „Stängels“ auf einer holprigen Piste landen. Tiian, der Manager der Nxamaseri Island Lodge, hat bereits auf mich gewartet. Seine Worte klingen verheißungsvoll: „Du hast Glück, das Timing könnte besser nicht sein. Der *Barbel Run* ist in vollem Gange!“

Oh, wie gut ist es, wieder auf dem schwarzen Kontinent zu sein! Kein Handynetz, aber viele gute Geister, die einem feuchte Tücher reichen und das Gepäck ins Zelt tragen. So geht Glamping. Der erste Gin&Tonic kommt genau zur rechten Zeit, als der hier, und nur hier so wunderbar rot leuchtende Feuerball am Horizont versinkt. Ein Bild von Afrika. Klischeehaft, und doch immer wieder romantisch. Wäre (die junge!) Meryl Streep jetzt hier, man würde ihr glatt die Haare waschen wollen wie einst Robert Redford in *Out of Africa*.

Ich habe mir diese Lodge ganz bewusst ausgesucht. Ihr Erbauer und Eigentümer, der gebürtige Namibier P.J. Bestelink, ist selbst leidenschaftlicher Angler. Er suchte Anfang der 1980er Jahre nach der





*Aus großer Höhe  
betrachtet, sieht das  
Delta wie eine  
gigantische Blume aus,  
die jemand in die  
Wüste gemalt hat.*







perfekten Location für eine Lodge und fand sie hier, am sogenannten *Panhandle*, dem „Pfannenstiel“ des Deltas. Mittlerweile ist P.J. jenseits der 70 und lebt die meiste Zeit des Jahres in Maun. Manager Tiaan stellt mich jetzt meinem Guide für die nächsten vier Tage vor. *Fish* sei sein Name, sagt er. Das klingt zwar gut, aber ich glaube ihm nicht. Er grinst, wiegt den Kopf: „Ich habe es aufgegeben. Die meisten Gäste können die Klicklaute unseres Volks, der *San*, ohnehin nicht aussprechen.“

Am folgenden Morgen sind *Fish* und ich früh auf dem Wasser. Über einen Seitenarm, an dem die Lodge liegt, erreichen wir den Okavango, biegen danach wieder in einen anderen Nebenfluss ab. Es ist für die Jahreszeit viel zu kalt. Wir ziehen uns dicke Jacken an und die Mützen tief ins Gesicht, um uns vor dem schneidenden Fahrtwind zu schützen. *Fish* kennt aber auch keine Gnade. Er prügelt das flache Alu-Boot mit dem bärenstarken Außenborder durch die engen Papyrus-Kanäle, als ob es kein Morgen gäbe. Wohin weicht er eigentlich aus, wenn da mal einer entgegenkommt? Und wie will er so den *Barbel Run* finden? Tatsächlich weiß *Fish* genau, was er tut. „Um die große Wanderung der Fische zu finden, musst Du zum Himmel schauen, nicht aufs Wasser“, erklärt er.

Eine weitere Viertelstunde rasen wir durch das Wasser-Labyrinth. Würde man mich hier aussetzen, ich wäre hoffnungslos verloren. Plötzlich nimmt *Fish* die Hand vom Gas. Vor uns fliegen Dutzende Silberreiher, Schwarzstörche, Kormorane und Weißkopfseeadler auf. Einer der Adler rammt fast das Boot, wir spüren den Luftzug, den der Flügelschlag der Reiher verursacht. Ein einziges Tohuwobohu herrscht in der Luft. Wo sind hier eigentlich die Lotsen? Als das Boot zum Stillstand kommt, hören wir es: Da dringt ein Schlagen, Platschen und Schmatzen an unsere Ohren, als ob unter Wasser eine ganze Armada in die Seeschlacht zieht. „*Barbels*, viele *Barbels*, sehr viele *Barbels*“, raunt *Fish*. Erst jetzt begreife auch ich, dass das tatsächlich Fische sind, Afrikanische Raubwelse (*Clarias gariepinus*), die dieses Spektakel verursachen. Wenn man genau hinschaut, erkennt man ihre Rückenflossen, ihre breiten Mäuler und Barteln, ihre Schwanzflossen. Einige sind vielleicht nur 30 Zentimeter lang, andere kratzen an der Ein-Meter-Marke. Das Wasser kocht, explodiert regelrecht. Kleinfische schießen in heller Panik durcheinander, durchbrechen die Wasseroberfläche, versuchen sich auf Seerosenblätter oder unter Hippo-Gras zu retten. Doch es gibt kein Entkommen. Die Welse ziehen wie eine Phalanx, wie ein Räumkommando flussaufwärts gegen die Strömung. Sie konzentrieren sich dabei auf eine einzige Uferseite, durchkämmen jede Nische, jede Ecke unter Wasser. Sie schieben sich unter die schwimmenden Papyrus-Inseln, wechseln intelligent die Uferseite, wenn sie auf störrisches Hippo-Gras stoßen, aus dem sie die Beutefische, *Bulldogs* genannt, nicht so leicht her austreiben können.

Es ist eine einzige große Fressorgie, das Schilfrohr vibriert regelrecht. Ich habe so etwas im Wasser noch nie gesehen. Wer führt diese Armee an? Wie verständigen sie sich? Wie koordinieren sie ihren Beutezug? Von P.J. weiß ich, dass der Auslöser dieser Massenvanderung der sinkende Wasserspiegel im Delta ist. Die Kleinfische ziehen dann flussaufwärts ins *Panhandle*, um im tieferen Wasser abzuwarten, bis sich das Delta wieder füllt. Dabei senden die *Bulldogs* elektrische Signale aus, die die Welse mit ihren Barteln „lesen“ können. Einige Welse folgen ihnen und treiben sie wie ein



Kleines Mädchen, großer Tigerfisch – im Delta ist das jederzeit möglich.

Rudel Löwen in die Enge. Weitere Welse werden durch das Drama angelockt und schließen sich dem Beutezug an, bis es schließlich Tausende und Abertausende *Barbels* sind. Manchmal formt die Kolonne der Raubwelse Kreise, aus denen es kein Entkommen gibt. Das Ganze erinnert ein bisschen an das *Bubble-Net-Feeding* der Buckelwale.

Mindestens eine halbe Stunde schaue ich der Orgie mit offenem Mund zu, ohne auch nur daran zu denken, eine Rute fertig zu machen. Überhaupt geht es ja nicht darum, die Welse zu fangen. Das kann man einfacher und billiger in Europa haben, im Po oder im Ebro. Der eigentliche Zielfisch, das Objekt der Begierde ist der Tigerfisch, der unangefochtene Chef der Nahrungspyramide im Wasser des Deltas, sieht man einmal von den Krokodilen ab. Die zu den Salmlern gehörenden „Tiger“ sind gnadenlose Opportunisten: Sie nutzen das von den Welsen angerichtete Chaos aus, um im Windschatten des *Barbel Runs* auf die Jagd zu gehen. Weil die Welse den Untergrund und den Schilfgürtel regelrecht umpflügen, trübt das Wasser stark ein. Diejenigen *Bulldogs*, die den Raubwelsen entkommen, verlieren vollends die Orientierung – und schwimmen den Tigerfischen direkt vors Maul. Es ist ein erbarmungsloses Gemetzel, nicht weniger brutal und blutig als dasjenige an Land in der Serengeti.

Ein Happy End für die *Bulldogs* ist unwahrscheinlich. Tigerfische mit ihren rasiermesserscharfen Zähnen sind berüchtigt für ihre überragende Schnelligkeit, ihre unbändige Kraft und wilde Entschlossenheit. Sie gelten als die härtesten Fighter in Afrikas Flüssen und Seen: zerbrechen Haken, die man sonst nur beim Salzwasserfischen verwendet; zermahlen Vorfächer, die einem Hecht Zahnschmerzen bereiten würden. Außerdem springen sie sofort nach dem Anbiss mit dem ganzen Körper aus dem Wasser. Nur allzu oft gelingt es ihnen dabei, den Haken aus ihrem harten und knöchigen Maul zu schütteln. Das Verhältnis von gehakten zu gelandeten Fischen ist deshalb ernüchternd. 1:5 ist da schon eine sehr gute Quote.

Während ich meine Rute aufrüste, gleitet ein mindestens vier Meter langes Krokodil lautlos ins Wasser. Nein, es wäre wirklich keine so gute Idee gewesen, die Wathose einzupacken. Ich frage *Fish*, wo er die Tiger vermutet. Am vorderen Ende des Runs? An seinem Ende? Seitlich in der Flussmitte im tieferen Wasser? „Einfach werfen und austesten“, empfiehlt mein Guide. „Kleinere Tiger jagen oft in Schulen. Dann sind sie überall.“ Und tatsächlich geht es Schlag auf Schlag. In wenigen Stunden lande ich 13 (!) dieser Süßwasser-Räuber mit der Fettflosse. Sie sind zwar allesamt keine Kapitalen, aber wenn man am Sambesi im benachbarten Simbabwe schon einmal tagelang auf Tiger gefischt hat, ohne einen einzigen Biss zu bekommen, dann weiß man so viel Action doch sehr zu schätzen. Zumal auch vier Pfund schwere Tiger im Drill einen heldenhaften Tanz aufführen.

Nach einiger Zeit probiere ich es mit der Fliege. Auch das klappt wunderbar. Baby-Tiger von nur 30 Zentimetern stürzen sich unerschrocken auf Streamer, die halb so lang sind wie sie selbst. Mal ist Blau-Grün ihre Lieblingsfarbe, dann wieder knalliges Rot-Orange. Tatsache ist: Wenn sie im Windschatten eines *Barbel Runs* jagen, ist kein Lebewesen vor ihnen sicher. Biologen haben jüngst fotografiert, wie Tigersalmler niedrig über das Wasser fliegende Rauchschnalben im Sprung erbeuten. Lodge-Manager Tiaan glaubt, dass es sogar Tigerfische gibt, die sich auf kleine Nager und Enten spezialisieren.

Ganze vier Tage lang habe ich Zeit, die große Wanderung der Flosenträger im Okavango zu begleiten. Die anfängliche Anspannung und Aufregung weicht einer tiefen Gelassenheit, wie sie sich wohl nur in Afrikas Wildnis einstellt. Ich schaue Eisvögeln beim Jagen zu. Fotografiere junge Elefantenbullen, die wie aus dem Nichts im Papyrus-Wald auftauchen und sofort auf dicke Hose machen. Lache über Paviane, die auf einem Baum herumturnen. Freue mich über die Sitatungas, eine sehr seltene Antilopenart, die *Fish* im dichten Busch entdeckt. Flirte mit den einheimischen Frauen, die im flachen Wasser und in bedenklicher Nähe zu den Krokodilen die Knollen der Wasserlilien sammeln, während ihre Männer mit einfachen Netzen fischen.

Ab und zu haken wir beim Fischen auf Tiger auch einen der Raubwelse. Dann hallen Flüche durch das Delta. Vor allem mit der dafür viel zu leichten Fliegengerte ist es nahezu unmöglich, einen fetten *Barbel* aus der Strömung und ans Boot zu bugsieren. Wir drillen, bis uns die Arme abfallen. Zu *Fish* sage ich, mit gespielter Vorwurf in der Stimme: „Das geht so nicht. Den Arm brauche ich noch, um mein Glas zu heben. Es ist doch gleich 17 Uhr – und damit Gin o’ Clock!“

## SO GEHT’S AN DEN OKAVANGO

### Reisezeit

Absolut entscheidend, wenn man den *Barbel Run* erleben will! September und Oktober sind die besten Monate, wenn man in der *Nxamaseri Island Lodge* eincheckt. Weiter im Norden (Shakawe) beginnt der Run zwei bis drei Wochen früher, weiter im Süden (Supupa) entsprechend später. Wichtig ist ein einheimischer Guide, der die Welse auch findet. Ein typischer Run dauert zwei bis drei Tage. Während dieser Zeit treiben die Raubfische ihre Beute flussaufwärts gegen die Strömung vor sich her, um sie zu ermüden. Dann löst sich der Verbund auf, das Spektakel beginnt etwas weiter flussabwärts an anderer Stelle von neuem.

### Lodge & Guiding

*Nxamaseri Island Lodge* ([www.nxamaseri.com](http://www.nxamaseri.com)): Ein Paket zur Zeit des *Barbel Run* (buchbar vom 1. Sept. bis 31. Okt.) kostet für Gruppen ab sechs Anglern 2.100 USD und beinhaltet vier Nächte mit VP, Boot und Guiding für drei volle Tage (ohne Sprit). Ausrüstung kann man von der Lodge ausleihen oder selbst mitbringen. Für Fliegenfischer gibt es nur wenig Leih-Equipment.

### Medien

Christoph Lübbert: „Botswana mit Okavango-Delta“, Verlag Reise Know-How